Tägliches Unterhaltungsblatt

Nummer 151 — Freitag, 1. Juli 1921

Neues Leben.

Eine Erzählung aus unserer Zeit.

[3. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten.]

C. J. Kellermann.

Ziemlich zurückgezogen brachte allein Frau Christine ihre Tage zu. Ihr altes Herzleiden hinderte sie, an dem beweglichen Treiben der anderen recht teilzunehmen, es entsprach auch nicht ihrem ernsten und stillen Wesen. Selbst kürzere Ausflüge ermüdeten sie, man durfte ihr körperliche Anstrengungen nicht zumuten. Man verstand: sie mußte sich Schonung auferlegen.

Sich an Fräulein Helding anzuschließen, vermochte sie nicht, und wenn auch manch liebe Erinnerungen sie mit der alten Frau von Holten verknüpften und ein engerer Umgang mit dieser feinfühligen Dame ihr Wesen belebte, fühlte sie sich doch oft recht einsam und verlassen.

Die schönen Sommertage fanden sie meist im nahen Walde oder im wildwachsenen Park und Garten im Grase liegend, der weiten Harmonie von Licht und Klang und Duft der blühenden Schöpfung still hingegeben. Oder sie empfand sich am Ufer des Sees im innigen Zusammenhang mit dem All, unpersönlich vom Rhythmus der Wellen hinausgetragen in das unendliche Reich der Natur.

Das gab für so manche köstliche Stunde Ruhe und Frieden.

An einem leuchtenden Augustnachmittag beschlossen Erich, Hilde und Walter gemeinsam den Schwanensee zu besuchen. Man konnte ihn auf einer längeren Bootfahrt durch einen schmalen Zweig des großen Spirdingsees erreichen und brach zeitig auf. Walter hatte ausdrücklich auf den Fergen verzichtet, und wollte zu seiner Muskelstärkung selbst rudern.

Unterwegs entdeckte Erich ein Landschaftsmotiv, das ihn fesselte. So legte man an und stieg aus.

Während der Maler eifrig skizzierte, streiften Walter und Hilde auf der Heide umher.

Walter plauderte und scherzte, doch sie hörte nicht, was er sprach, fühlte nur innig seine Nähe.

Plötzlich blieb sie stehen und schaute ihm lange ins Auge.

Ihr Blick verwirrte ihn, er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Unbefangen versuchte er weiter zu sprechen.

Da reichte sie ihm ihre Hand und er fühlte, wie sie zitterte. Ergriffen verstummte er.

Sein Gefühl des Staunens und Bangens vermischte sich mit den seligen Empfindungen einer seltsamen Wonne, ihr Blick drang so leuchtend in den seinen, daß es ihn tief umdunkelte.

Durch das Innere der beiden Menschen ging es wie ein Krampf und Zittern, ihnen war, als hebe sich ein Schleier, der bisher um die Dinge gebreitet lag, als erkannten sie nun erst das wahre Gesicht des Lebens. Jetzt wich das Zwielicht in ihrer Seele einem wogenden Leuchten, eine goldene Glückswelle jauchzte machtvoll über ihr Herz und wollte sie zueinanderreißen . . .

Doch er hielt sich mit Anstrengung zurück. Bebend blickten sie sich an.

Wie eine Erlösung vernahmen sie in diesem Augenblick den Ruf Erichs, der sie zu sich rief. Er war so von seiner Arbeit erfüllt, daß er sie aufforderte, die Fahrt zum Schwanensee ohne ihn fortzusetzen und ihn auf dem Rückwege wieder abzuholen. Er befand sich in Schaffensfieber und wollte sich die Gunst der Stunde nicht entgehen lassen.

Nun trieb das Boot durch die Ruderschläge Walters wieder rüstig vorwärts. Hilde saß am Steuer. Es war schweigen zwischen ihnen.

So verging eine beklommene Minute nach der anderen. Man näherte sich dem Schwanensee und es wurde im Schilf und Röhricht überlaut und lebendig. Die Wasservögel lärmten, die Rohrdommel pfiff. Schrill erklangen die Schreie der Möwen, die Rufe der Wildenten. Schwärme von Ufervögeln flogen empor, als das Boot um die Ecke der bewaldeten Landzunge bog und nun öffnete sich die Wasserfläche und die Weite des Schwanensees breitete sich vor den entzückten Blicken aus.

Das bewegte Wasser erschien in der Ferne weiß von Scharen wilder Schwäne, die auf den zahlreichen kleinen Inseln in dem ausgedehnten Gewässer zu Hunderten hier nisteten.

Behende Taucherenten, die ebenso plötzlich verschwanden wie sie erschienen waren, umgaben das lautlos dahingleitende Boot. Fischreiher strichen vorüber, ein frischer Wind blies über die Fläche.

Am blauleuchtenden Himmel segelten schneeweiße Federwölkchen, wie ein Spiegelbild der Schwäne, die sich glänzend von der schimmernden Flut abhoben.

Walter hatte die Ruder eingezogen und der Kahn trieb leise schaukelnd auf den plätschernden Wellen.

In stummem Entzücken tranken die Augen diese Schönheit. Tiefe Einsamkeit ringsum.

Walter konnte sich nicht sattschauen an diesem langentbehrten Bild seiner Heimat, seine Brust weitete sich, in tiefen Atemzügen schlürfte er die köstliche Frische.

Herrliche Wasserrosen boten sich dar. Walter pflückte sie und überreichte sie Hilde.

Ihre Hände berührten sich, ein seliges Gefühl überkam sie bei dem leichten Schwanken des Nachens.

Der Nachmittag war prächtig in seinem strahlenden Glanz, die leuchtende Stunde von einer vollkommenen Schönheit. Alles huldigte der Stimmung der Liebenden.

In Hildes Innern lohte in stiller Reinheit die heilige Flamme jungfräulicher Liebe und die Glut ihres Herzens spiegelte sich innig in ihren weitgeöffneten Augen. Schuldlos genoß sie das Glück ihrer schönsten Stunde.

Worlos selig schauten sie sich an . . .

Er wandte verwirrt den Blick in die Ferne, die leichtbewegte strahlende Wasserfläche stimmerte zauberisch im Licht, und diesem Schimmer gleich rieselten Fluten weiter Gefühle über sein Herz. Versunken träumte er.

Ein Seufzer Hildes riß ihn endlich empor. Glänzenden Auges blickte er zu ihr hinüber und stammelte:

„Wie der See, so weit und frei, muß die Seele sein . . .“, doch verstummte er plötzlich, betroffen von der Schönheit ihrer Erscheinung. Ihr lichtblondes Haar, die rosige Haut, das weiße Kleid paßten so überraschend in das Bild dieser Umgebung, daß ihn ein tiefes Entzücken faßte. Sie war von unsäglichem Liebreiz.

Er schwieg und sie lächelte ihm entgegen. Da faßte er ihre Hand.

So verharrten sie Augenblicke in seligem Anschauen. Dann kam es ernst und leise zitternd über seine Lippen, wie im Trotz fast:

„Hilde, ich liebe mein Weib . . .“

Und sie:

„Und mich, liebst du nicht?“

Worauf wieder er:

„Hilde, höre mich an . . .“

Doch sie immer wieder:

„Und mich liebst du nicht?“, bis er endlich bejahte:

„Ja, Hilde, auch dich, und den Himmel weiß, mit wie reiner Liebe. Doch mehr als auch beide siehe ich mein Werk, mein Ringen und Schaffen, mein wirkendes Leben. Rein und frei soll die Seele sein, darum muß sie sich Zucht auferlegen. Zeitig sollen wir lernen, den Wellen und Winden zu gebieten, damit nicht ein Sturm einst das Dasein verheere. Denke auch du daran, einzig Geliebte.“

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, und drückte nur ihre Hand.

Sie faßte die seine noch fester.

Schauer des Glücks durchrieselten ihn. Er mußte sich Zwang antun, seine Haltung zu bewahren.

„Denke auch du an deine Aufgabe“, stammelte er von neuem, „sei stark und überwinde. Als freie Menschen wollen wir einander begegnen, als eigene Gestalter, als Schöpfer unseres Selbst.“ —

Sie hörte nicht, wer es sprach, glückstrunken lächelte sie ihm zu, bot ihm die Lippen zum Kuß dar.

Er war hingerissen, seiner selbst nicht mehr mächtig. Wonnig drückte er seinen Mund auf ihren Mund . . .

(Fortsetzung folgt.)

Von Liebe, Ehe und Ehegeschäft.

Was die Heiratsanzeigen erzählen.

Der Anzeigenteil einer Zeitung ist heute ein öffentliches Bedürfnis. Daran ändert kein pressefeindlicher Raisonneur etwas. Es soll hier aber nicht volkswirtschaftlich geredet werden. Ich will nur einmal auf einen Teil im Anzeigenblatt hinweisen, den — feine Heuchelei! — jedermann einmal gern ins Auge nimmt: den Heiratsmarkt.

Es gibt auf dem Gebiet der annoncierten Liebe (abgesehen von kleinen Nuancen) zwei ausgeprägte Typen. Ich möchte sagen, Positivisten und Metaphysiker. Interessen und Ideale stehen sich auch hier schroff gegenüber. Der Positivist und Materialist annonciert:

„Einheirat in Grundstück wünscht usw.“

Der Metaphysiker und Idealist schreibt:

„Wünsche eine Frau, die mir Glück, Harmonie, Seelenfrieden bringt usw.“

Man sieht, daß es sich für die erste Spezialität nur um ein Objekt handelt, an das rein persönliche Ansprüche gestellt werden, während die zweite Sorte sich dem menschlichen Subjekt zukehrt und stark individualistische Wünsche äußert. Zwischen diesen beiden Arten gibt es eine bastardartige Kreuzung, deren Annoncen folgendermaßen lauten:

„Heirate liebes Wesen mit gemütlich freundlichem Zweizimmerheim usw.“

In solchem Fall ist es sehr schwierig zu entscheiden, ob das Motiv zur Tat das „freundliche Zweizimmerheim“ oder das „liebe Wesen“ ist — aber überlassen wir diese Entscheidung einmal dem „lieben Wesen“, das sich des Besitzes eines „freundlichen Zweizimmerheims“ erfreut und willens ist, sein Inventar um das Prachtstück eines Mannes zu vermehren. Diese wenigen Beispiele zeigen schon deutlich, wie verschiedener Meinung die Menschen über Heirat und Ehe sind, und man kann unterscheiden zwischen: Einheirat, Geschäftsheirat, Standesheirat, Liebesheirat, Neigungsheirat und Idealehe. Ich jubiliere und frage ob solcher Fülle: „Sag' Liebchen, was willst du noch mehr?“

„Ach, noch eine ganze Masse!“

Erst beim Studium der Heiratsannoncen überzeugt man sich restlos davon, welch gut erzogenes, geschultes, dressiertes, manierliches Volk wir Deutschen sind, und daß uns der Sinn für Ordnung und Genauigkeit so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß wir mit der Elle in der einen Hand und mit der Stoppuhr in der anderen Größe, Gewicht und Temperament unserer Liebe feststellen und offerieren. Obgleich die Menschen bekanntlich von nichts eine so falsche Vorstellung haben wie von Größenmaßen, verkünden die Heiratslustigen ihre körperliche Größe von 1,68 oder 1,76 mit einer so keuschen Einfalt, daß man fast in die Versuchung kommt, daraus einen quadratischen Rückschluß auf die Größe ihres Herzens zu ziehen. Anders verhält es sich mit der Angabe des Alters, allbeweil dieses so ein gewisses, polares Etwas im irdischen Dasein ist, um das man nicht gut herum kann. Wie berückend ist es, zu lesen, daß eine „Dame, 60jährig, herzensgut“ — ich bitte, mit 60 Jahren noch herzensgut zu sein, ist keine Kleinigkeit! — noch heiraten möchte. Aber es gibt einen alten Volksvers:

„Ihr jungen Mädchen, ihr müßt die Zeit,
Solang' ihr noch jung, benützen,
Denn wenn ihr nicht beizeiten freit,
So bleibt ihr für ewig sitzen.“

Doch hoffen wir für die herzensgute sechzigjährige Dame das Beste und trösten uns mit der Gewißheit, daß die Reue nie zu spät kommt . . .

Leider muß ich feststellen, daß unsere liebe, gute, deutsche Sprache im Annoncenstil, infolge der animalischen Gewohnheit, sich teilweise aufzufressen, mitunter merkwürdig annutet. Auch erfindet man rätselhafte Worte! Pikant! Wenn ich mir beispielsweise wohl unter einem „vollfetten Hering“ etwas vorstellen kann, so stehe ich einer „vollschlanken Figur“ doch sprachlos gegenüber und müßte, um mich dazu äußern zu können, so intime Fragen stellen, daß die ganze Zeitung erröten würde (was bei ihrer schwarzen Seele schon allerhand besagen will) . . .

Aber schließlich will ich nicht vergessen, zu betonen, daß die Heiratsannoncen in unserem Jahrhundert auch ein hervorragendes Mittel zum sozialen Ausgleich des Klassenkampfes sind, wie folgende Annonce beweist:

„Welches gemütvolle, bessere Dienstmädchen heiratet gutgestellten Dreißiger.“

Wie kann ein Volk, daß noch „gemütvolle Dienstmädchen“ und (in der Zeit der Generalpleite) „gutgestellte Dreißiger“ hat untergehen? Niemals! Wir werden den Briand und Lenin was husten, aber . . .

Ich warne Neugierige und mache die Republik verantwortlich für die Tatsache, daß es auch Heiratsannoncen gibt, die wie folgende:

„Selbständiger Ingenieur, forsche Erscheinung, nicht alltägliche Veranlagung . . .“

das christliche Gewissen einer ganzen Nation herausfordern. Sollte man da nicht einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß . . . oder vielleicht eine Amnestie . . .?

Aber es ist sehr heiß (in der Minute, in der ich dies schreibe), und ich bin keine Rotationsmaschine und wollte nur beweisen, daß jedes Ding zwei Seiten hat . . . also auch die Heiratsanzeige!

Wolf Haupt.

Rendezvous in Berlin.

Niemand verabredet sich so leicht wie ein Berliner. — Und keiner verletzt den Bestellten so korrekt . . . .

Nichts kommt in Berlin so leicht zustande wie ein Rendezvous. In einer anderen Stadt legt sich ein Mann erst einen kleinen Feldzugsplan zurecht, will er ein Mädchen, das er eben erst kennengelernt hat, zu einem Stelldichein bewegen; er ist darauf gefaßt, daß die Frage, ob ihm ein Wiedersehen gewährt würde, dem Jüngferlein zuvörderst ein vielfältiges Wenn und Aber entlockt, und bis zur vollgültigen Vereinbarung von Ort und Zeit gibt es ein rechtes kleines Geplänkel. In Berlin funktioniert die Mechanik des Sichzusammenfindens reichlich reibungslos und mit der Plänkelei ist es gar leicht getan. Die Bereitschaft zu einem Wiedersehen gilt als Voraussetzung, und ein Pärchen, das der Zufall, ein Tanzvergnügen oder eine Theaternachbarschaft zusammengeführt hat, gibt sich nicht lange damit ab, erst noch einmal festzustellen, was als Selbstverständlichkeit aller Besprechung entraten kann. Braucht es doch des Umständlichen genug, bis man sich über Art und Zeit einig ist. Bei den hundert Veranstaltungen, die allabendlich die Hand ausstrecken nach den freien Stunden des berufstätigen Spreebürgers, und bei der ausgesprochenen Lust des Berliners, das Bummeln nach einem reichlich im voraus festgesetzten Programm zu betreiben, ist das nicht immer leicht. Und dann: wo soll man sich treffen, wenn sie halbwegs Köpenick wohnt und er Richtung Spandau? Ei, wenn beide doch mit der Stadtbahn zueinanderkommen müssen: auf dem Bahnhof Friedrichstraße. Aber damit ist es erst recht nicht getan, denn so ein Bahnhof ist ein gar unübersichtliches Gebilde und hat ein halbes Dutzend Ausgänge dazu. „Am Potsdamer Platz unter der kleinen Uhr“ sagt man und fügt, wenn man sich just vor einer halben Stunde zum ersten Male im Leben gesehen hat, ein verständnisvolles „wie immer“ hinzu — denn welchem Berliner Kind ist dieser wahrhaft historische Rendezvousplatz nicht geläufig?

Man findet sich wirklich leicht zusammen in Berlin. Man läßt den Dingen ihren Lauf, man sieht geruhsam zu, was werden will, und ist man (in welchem Stadium der gegenseitigen Bekanntschaft es immer sein mag) zu der Ueberzeugung gekommen, daß man sich sehr gegenübersteht, geht man ebenso reibungslos, wie man zusammengekommen ist, wieder auseinander. „Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht . . .“ beginnt der Kehrreim, der, ein Kind der jüngsten Zeit, endlich dieser Selbstsicherheit berlinerischer Herzen das Weiblich singt . . .

Ein anderes noch erleichtert es der lebensfrohen Jugend Berlins, ohne viele Umstände ein Rendezvous zu ereinbaren. In anderen Städten halten sich die Partner eines solchen vertraulichen Vertragsschluffes auch für verpflichtet, dem Versprechen die Ausführung folgen zu lassen. „Ich habe mich auf heute abend verabredet — dann muß ich auch da sein. Ich habe es nun einmal versprochen, und was man verspricht, muß man auch halten“: diese Worte stammen gewiß nicht aus dem Munde einer Berlinerin. Denn so gerne sie dazu bereit ist, einem Manne das Jawort zu einem Rendezvous zu geben, so fröhlich ist die Berlinerin auch dabei, wenn es gilt, sich beim Stelldichein durch feierliche Abwesenheit bemerkbar zu machen. „Er wird versetzt — er kann lange warten“, das sind Entschlüsse, die trotz ihres gruseligen Geschmacks der Berlinerin wenig Gewissensplage schaffen, und am vereinbarten Ort und um die vereinbarte Stunde pendelt sich ein Verlassener pfeifend und kopfschüttelnd in die Enttäuschung hinein.

Im Nichtinnehalten eines Rendezvous sind die Männer freilich nicht minder groß. Ob sie sich in der Vielfältigkeit ähnlicher Verpflichtungen nicht auskennen, ob sie nicht wollen oder ob sie ernstlich verhindert sind — oft genug sind es die Parterinnen, die der Stunde des Stelldicheins vergeblich harren. Zornig stampfen die Füßchen, und heller Mißmut färbt die Wangen: „Versetzt . . ! O, die schlimmen Männer!“

Jeder Berliner und jede Berlinerin sammeln so im Laufe der Jahre in der Form unnütz verwerteter Viertelstunden eine geschmackvolle Kette trüber Erfahrungen. Der Erfolg ist das ausgesprochene Mißtrauen, mit dem hüben wie drüben aus dem Munde einer neuerrungenen Bekanntschaft ein Rendezvousversprechen entgegengenommen wird. Mag das Mädel auch noch so herzig sagen: „Ich komme ganz bestimmt“, mag es dabei noch so treu mit seinen blauen Augen dreinschaun — am Ende (so denkt sich der beglückte Mann) macht sie's wie die anderen und kommt doch nicht. Dann spart er sich die sechs Stadtbahnsterronen bis zum Rendezvousplatz und stellt seine Betrachtungen über die in der Großstadt gar so arg mitgenommene Moral statt nach dem Reinfall geruhig vor dem Reinfall an. Das Mädel aber würde vielleicht ganz gerne kommen. Aber, sagt es sich, er hat es doch nicht ernst gemeint mit dem Stelldichein. Am Ende macht er's wie die anderen, und dann stehe ich mit meinem Aerger umsonst da. So bleibt auch das Mädel hübsch zu Hause, und beleidigt wischt sich Gott Amor am verwaisten Rendezvousplatz eine stille Träne aus dem Auge.

Die Leichtlebigkeit der Millionenstadt nimmt all das entgegen als die unvermeidliche Begleiterscheinung eines Liebesspiels, das jedweden Gehobenseins, jedweder Feierlichkeit entkleidet im Alltagsgewande durchs Leben geht.

Alexander Bilin.

Verantwortl. Redakteure: für die Politik, das Feuilleton und das „Tgl. Unterhaltungsblatt“: Karl Vetter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräb-Lichterfelde.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse-Berlin.